



Hintergrund Nr.7

Arbeitsplatz Waldkulturerbe: Vergangene Waldberufe

Was verband „Flößer“, „Pottaschesieder“ und „Köhler“? Der Wald, denn ohne ihn hätten sie ihre Berufe nicht ausüben können. Ihr Leben war eng mit ihm verbunden, oft war der Wald eine zentrale Existenzgrundlage der Landbevölkerung. Seit Urzeiten ernährte er unsere Vorfahren, lieferte wertvolle Rohstoffe und Energie für viele Berufe und Branchen, war Arbeitsplatz für viele Menschen – und ist dies bis heute geblieben. So künden auch heute noch viele Familiennamen wie „Köhler“, „Förster“ und „Holzhauer“ von der engen Bindung der Vorfahren an den Wald. Viele dieser alten Waldberufe gibt es in ihrer ursprünglichen Form nicht mehr, dennoch werden manche aus Tradition weiter ausgeübt.

Der wohl bekannteste Waldberuf ist der des **Försters**. Den "modernen Förster" im Sinne einer nachhaltigen Waldbewirtschaftung gibt es erst seit etwa 300 Jahren. Die akademische Ausbildung dafür existiert erst seit 200 Jahren. Der Förster ist für die Pflege und Bewirtschaftung des Waldes verantwortlich. Seine wichtigste Aufgabe ist es, die Leistungsfähigkeit des Waldes zu erhalten und die Nutz-, Schutz- und Erholungsfunktionen für den Waldbesitzer und die Allgemeinheit bereit zu stellen. Mit der Durchforstung pflegt der Förster den Wald. Dabei werden Bäume entnommen, die andere im Wachstum behindern, schlecht gewachsen oder beschädigt sind.

Die historischen Vorgänger des Försters waren die **Wald- und Jagdhüter** der damaligen Feudalherren. Deren Aufgabe war es, das Holz für die herrschaftlichen Güter und Betriebe zur Verfügung zu stellen, das Wild für die Jagdlust der Feudalherren zu hegen sowie Wald und Wild vor dem unbefugten Zugriff durch Holzdiebe und Wilderer zu schützen.

Die sogenannten „**Kulturfrauen**“ waren für die Neuanpflanzung von Bäumen zuständig. Dazu säten sie Saatgut in speziellen waldnahen Pflanzgärten und verpflanzten die kleinen Setzlinge innerhalb der Baumschule. Nach etwa fünf Jahren waren die kleinen Bäumchen robust genug, um im Wald ausgepflanzt zu werden. Auf der sogenannten Kulturfläche pflegten die Frauen die junge Pflanzung so lange, bis die Bäume keine weitere Hilfe mehr benötigten. Während der Kulturpflege befreiten sie die Pflanzung vor allem von konkurrierender Begleitvegetation. Die Kulturfrauen waren damit während der letzten 300 Jahre eine zentrale Stütze der nachhaltigen Forstwirtschaft.

Zum Symbol wurden diese Frauen insbesondere durch die Mühen nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Denn nach den Zerstörungen und Plünderungen der Kriegsjahre waren große Waldflächen entwaldet. Die Kulturfrauen haben mit ihrem Einsatz entscheidend zur Wiederaufforstung der geplünderten Wälder beigetragen. 1949 wurde

ihnen daher – gemeinsam mit den Trümmerfrauen, die den Wiederaufbau der zerbombten Städte leisteten – in der 50-Pfennig-Münze ein Denkmal gesetzt. Sie zeigt eine Kulturfrau beim Pflanzen eines Setzlings. Mit dem Aufkommen von großen, überregional tätigen Baumschulen und dem Einsatz von Herbiziden verloren sie wichtige Aufgaben. Heute sind Kulturfrauen in Deutschland insbesondere infolge des Übergangs zur naturnahen, weitgehend kahlschlagsfreien Forstwirtschaft nur noch selten zu finden.

Schon lange vor dem Förster und der Kulturfrau gab es den **Holzhauer** oder **Holz-knecht**. Denn Holz wurde bereits vor der Einführung einer nachhaltigen Forstwirtschaft intensiv genutzt. Der Holzhauer fällte die Bäume, entastete sie und sägte sie in bedarfs- und transportgerechte Längen. Traditionell fand der Holzeinschlag überwiegend im Winter statt. Dies hat Vorteile für den Wald und das geschlagene Holz. Zudem bot die Arbeit im Wald Landwirten, Zimmerern und anderen, die ihren Hauptberuf im Winter nicht ausüben konnten, eine saisonale Beschäftigung. Ansehen und Verdienst der Holzknechte waren meist schlechter als bei anderen Tagelöhnern, aber die Art der Arbeit und das freie Leben ohne gesellschaftliche Zwänge machte die Tätigkeit für viele junge Männer interessant.

Romantik war hier jedoch Fehlanzeige: Damals waren unsere Wälder noch nicht so gut mit Wegen erschlossen wie heute, und die Entfernungen zu den nächsten Ortschaften waren zu Fuß nicht täglich zu bewältigen. Daher blieben die Waldarbeiter oft die ganze Woche über im Wald und übernachteten dort in selbstgebauten Hütten aus Ästen und Rindenplatten. Waldarbeit war knochenharte Schwerstarbeit und insbesondere bei Schnee und Eis sehr gefährlich. Es existierte noch kein gesetzliches Sozialsystem; Unfälle waren an der Tagesordnung. Wer damals verunglückte oder so erkrankte, dass er nicht mehr arbeiten konnte, war auf seine Familie, das Armenhaus oder die Wohltätigkeit seiner Mitmenschen angewiesen.

Das älteste Werkzeug des Holzhauers war die Axt. Sie war bis in das 19. Jahrhundert hinein das wichtigste und am meisten verwendete Werkzeug zum Fällen und Entasten von Bäumen. Sägen wurden in der Waldarbeit lange Zeit nicht zum Fällen, sondern nur zum Ablängen der gefällten Bäume eingesetzt. Denn sie waren in der Anschaffung wesentlich teurer, in der Handhabung empfindlicher und in der Werkzeughaltung aufwendiger als die robusten Äxte. Holzdiebe dagegen bevorzugten die Säge, weil diese leiser war und sie nicht so schnell verriet. Dies führte dazu, dass der mit der Säge begangene sogenannte Wald- oder Forstfrevel härter bestraft wurde als der mit der Axt.

Seitdem haben sich Arbeitstechnik, soziale Umstände und Berufsbild sehr gewandelt. Um zum Beispiel eine dicke Buche zu fällen und transportgerecht aufzubereiten, benötigten zwei bis drei Holzhauer vor 80 Jahren noch einen ganzen Arbeitstag; heute schafft das ein einzelner Waldarbeiter mit der Motorsäge in rund 15 Minuten. Mit der Einführung der Motorsäge wurden aus den meist ungelerten Tagelöhnern früherer Tage geachtete Maschinenführer und Spezialisten. Die erste Einmann-Motorsäge wurde allerdings erst in den 1950er Jahren hergestellt. Den gestiegenen Anforderungen an die Kenntnisse und Fertigkeiten der Waldarbeiter wurde in den 1970er Jahren Rechnung getragen durch die Einrichtung des Lehrberufs „**Forstwirt**“ mit einer dreijährigen Ausbildung. Forstwirte sind auf die Waldarbeit spezialisierte Facharbeiter: Sie pflanzen Bäume, durchforsten und schützen den Wald, ernten Holz, bauen Wildschutzzäune, Waldwege und andere Einrichtungen. In den letzten beiden Jahrzehnten wurde die manuelle Holzernte mit der Motorsäge zunehmend durch die vollautomatisierte Holzernte mit Spezialmaschinen, sogenannten Harvestern, ersetzt.

Ein **Holzrücken** transportiert das gefällte Holz vom Ort des Fällens bis zu einer meist nahe gelegenen Sammelstelle, von der aus dann **Fuhrleute oder Flößer** den Ferntransport übernehmen. Früher wurden die Stämme mit schweren Kaltblutpferden oder Ochsen aus dem Wald gezogen. Kleinere Stücke wurden mühsam getragen, mit dem Sappie, einem harkenähnlichen Werkzeug, gezogen oder mit einer Rückekarre transportiert. Wenn möglich, wurden für das Holz sogenannte „Holzriesen“ gebaut. Das waren rutschbahnartige Rinnen, in denen das Holz durch die Schwerkraft zu Tal rutschte. In schwer zugänglichem Gelände ohne Wege war das oft die einzige Möglichkeit, größere Holzmenzen zu transportieren.

Im Bereich der sogenannten „**Holzbringung**“ haben sich Arbeitsbedingungen und das Berufsbild des Holzrückers in den letzten Jahrzehnten tiefgreifend verändert. Moderne Forsttechnik, wie etwa Schlepper, Seilwinden, Rückewagen, Seilkräne, Vollernter und Forwarder, hat die **Pferderücken** weitgehend verdrängt. Pferderücken sind daher nur noch selten im Wald zu sehen. Diese Arbeit verlangt den Pferden und auch ihren Haltern alles ab: Sie ist schwer und gefährlich. Ein Rückepferd benötigt eine mehrjährige Ausbildung, bis es die schweren Lasten auf Zuruf zuverlässig bewegen kann. Und – anders als eine Maschine – muss es jeden Tag gepflegt und versorgt werden. Heute noch aktive Pferderücken sind in der Interessensgemeinschaft Zugpferde organisiert.

Vollständig verschwunden ist dagegen der Beruf des **Flößers**. In Ermangelung eines dichten Wegenetzes und leistungsfähiger Transportmittel nutzte man früher die Kraft des Wassers. In vielen Teilen Deutschlands spielten die **Flößerei** und die **Holztrift** eine große Rolle.

Bei der **Flößerei** wurden mehrere Baumstämme zu einem Floß verbunden, das man zusätzlich auch für den Transport von Menschen, Tieren und Handelsware nutzen konnte. Solche Flöße konnten je nach Größe des jeweiligen Flusses riesige Dimensionen annehmen. Zeitgenössische Quellen aus dem 18. Jahrhundert berichten beispielsweise über Rheinflöße, die mit 200 bis 400 Metern Länge und 40 bis 80 Metern Breite zu den größten jemals gebauten Flößen zählen. Auf diesen Großflößen lebten manchmal bis zu 500 Mann Besatzung und oft sogar zahlreiche zahlende Passagiere, die auf den Flößen Unterkunft fanden und zu versorgen waren. So gelangte schon im Mittelalter Holz vom Schwarzwald bis in die Niederlande.

Weniger wertvolles Holz wurde nicht zu Flößen verbunden, sondern „getriftet“: Bei der „**Trift**“ wurde das in kurze Stücke zersägte Holz an einer Stelle in einen Fluss oder Kanal geworfen und flussabwärts wieder heraus gefischt. Für die Trift wurden sogar eigens Kanäle angelegt. Einer der bedeutendsten davon ist der im 16. Jahrhundert angelegte Elsterfloßgraben, der mit einer Länge von 93 Kilometern die Städte Merseburg und Leipzig mit Brennholz versorgte. Zu dieser Zeit war der Bedarf an Brennholz wesentlich größer als der an Bauholz. Erst die Eisenbahn setzte dem Flößerhandwerk in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Ende. Sie war schneller und zuverlässiger.

Angesichts der Mühsal des Transports schwerer Lasten war es üblich, das Holz möglichst schon im Wald so zu be- und verarbeiten, dass keine unnötigen Lasten transportiert werden mussten. Aus diesem Grund war es lange Zeit weit verbreitet, dass ortsansässige Holzhandwerker wie Zimmerer, Tischler und Wagner den Einschlag des von ihnen benötigten Holzes im Wald selbst durchführten und dieses vor Ort transportgerecht aufbereiteten.

Gleichwohl hatten die „**Säger**“ immer gut zu tun; in den Sägewerken schnitten sie den Baum zu Balken, Kanthölzern und Brettern. Die benötigte Kraft stammte meist aus

Wasserrädern. Die Nähe zum Wasser war auch aus logistischen Gründen vorteilhaft: Das Holz konnte in Flößen herangebracht und nach dem Einschnitt auf dem Wasserweg weiter transportiert werden. Das Recht zum Anlegen und Betreiben von Wasserrädern war meist streng geregelt. Nur wenige verfügten über die dazu erforderlichen Verbindungen und finanziellen Ressourcen. Ähnlich wie die Getreide- und Ölmühlen waren auch die Sägewerke strategisch wichtig.

Köhler, Rußbrenner und Pottaschesieder verarbeiteten den Rohstoff Holz dagegen auf andere Weise. Der Köhler ist einer der ältesten Waldberufe. Seit der Eisenzeit benötigte man für die Metallherstellung hohe Temperaturen. Auch die Produktion von Glas und die Verarbeitung von Edelmetallen verschlangen große Mengen an Energie. Dazu benutzte man Holzkohle, für deren Gewinnung ganze Wälder abgeholzt wurden. Zur Herstellung errichteten die Köhler tief in den Wäldern ihre Kohlenmeiler. Allein für den Aufbau waren mehrere Tage des präzisen Schichtens und Abdichtens vonnöten. Erst dann konnte der Kohlenmeiler angezündet werden und die eigentliche Kunst beginnen: den Meiler weder verlöschen noch explodieren zu lassen. Der Köhler überwachte den oft wochenlangen Prozess ununterbrochen. Mangels anderer Möglichkeiten vergruben viele Köhler ihre kargen Einnahmen im Wald, um sie vor Räubern und Dieben zu schützen. Die rußgeschwärtzten, im Wald lebenden Gestalten waren vielen ihrer Zeitgenossen unheimlich. Deshalb machten Geistergeschichten und Goldschatzsagen über Köhler ihre Runde. Das Ende ihres Berufs kam mit der Nutzung von Steinkohle ab dem 18. Jahrhundert. Heute gibt es in Deutschland nur noch wenige Köhler.

Der **Rußbrenner** erzeugte sein Produkt ebenfalls durch eine unvollständige Verbrennung des Holzes. Das Produkt, Holzruß, wurde zum Beispiel als Grundstoff für schwarze Farben benötigt. Der Rußbrenner nutzte hierzu eine speziell gebaute Hütte. Wie beim Köhler entscheidet die Steuerung des Brennvorgangs über Erfolg und Misserfolg. Durch die spezielle Bauform der Brennhütte blieb der Ruß an den Wänden oder Vorhängen haften und konnte nach Ende des Brennvorgangs von dort abgeklopft oder abgekratzt werden. Ruß ist auch heute noch ein wichtiger technischer Werkstoff und unter anderem unverzichtbar bei der Herstellung von Autoreifen. Inzwischen wird er industriell aus sogenannten Rußölen hergestellt.

Auch der **Pottaschesieder** musste Holz verbrennen, um sein Produkt zu erzeugen. Im Gegensatz zum Köhler und Rußbrenner war er aber an einer möglichst vollständigen Verbrennung interessiert, um das im Holz enthaltene Kalium zu gewinnen. Hierzu wurde die Holzasche in einem großen Kessel, dem sogenannten „Pott“, gesammelt, in Wasser aufgelöst und der Sud anschließend eingedampft. Dabei entsteht ein grauweißes alkalisches Salz, die sogenannte Pottasche, beziehungsweise Kaliumcarbonat. Die aus Holzasche hergestellte Pottasche war bis ins 19. Jahrhundert hinein ein unersetzbarer chemischer Rohstoff. Sie war essentiell zum Beispiel bei der Glasherstellung, in der Färberei, in der Medizin, aber auch zur Herstellung von Seife sowie zum Bleichen von Wäsche und zum Waschen von Wolle. Dort, wo viel Tuch produziert wurde, waren die **Pottaschesieder** gefragte Leute. Heute wird Kaliumcarbonat industriell aus mineralischen Kalisalzen hergestellt.

Eine wichtige Aufgabe hatten die **Harzer**, die oft auch **Harzbrenner oder Pechsieder** genannt wurden. Harz ist eine klebrige Masse, ein Saft, mit dem vor allem Nadelbäume reagieren, um zum Beispiel Verletzungen der Rinde zu schließen. Frisches Naturharz ist flüssig. An der Luft trocknet es aus, wird zunehmend zäher und erstarrt schließlich zu harten Klumpen. Naturharze sind eine Mischung verschiedener chemischer Substanzen, die in der damaligen Zeit nicht anderweitig erzeugt werden konnten. Sie waren lange Zeit ein unersetzbarer Rohstoff zur Herstellung von Lacken, Klebstoffen, Seifen, Arz-

neistoffen, Pech und Terpentin. Das bekannteste europäische Naturharz ist Koloophonium. Es wird vorwiegend aus Kiefern und Fichten gewonnen und für viele Produkte genutzt, beispielsweise als Klebstoff für Heftpflaster, in Kaugummi und zur Behandlung der Bogenhaare bei Streichinstrumenten.

Das Harz wurde durch das Anritzen der Baumrinde in Fischgrätenform gewonnen. Über die Ritzen floss der Baumsaft nach unten in ein Auffanggefäß. Die Kunst der Harzer bestand vor allem darin, die Rinde so anzuritzen, dass der Baum möglichst ergiebig Harz absonderte ohne abzusterben. Das Harzen wurde mit dem Aufkommen synthetischer Stoffe weitgehend überflüssig. In der ehemaligen DDR wurde allerdings noch bis 1990 großflächig geharzt. Die so behandelten Bäume sind dauerhaft gezeichnet und dort heute noch zu sehen. Die durchschnittliche jährliche Ausbeute eines Harzers betrug etwa 8,5 Tonnen. Dazu musste er bis zu 5.000 Bäume harzen.

Übrigens: Die weltweit bekanntesten Harze sind Bernstein, Weihrauch und Myrrhe. Während Bernstein ein fossiles Überbleibsel aus prähistorischen Zeiten darstellt, werden Weihrauch und Myrrhe auch heute noch in den Trockengebieten Afrikas, Arabiens und Indiens erzeugt bzw. gesammelt. Sie werden seit den Zeiten der alten Pharaonen für ihre Heilwirkung geschätzt.

Eine Tätigkeit von großer strategischer und auch wirtschaftlicher Bedeutung war die Gewinnung von **Lohrinde**. Hierzu wurden eigene Eichen-Niederwälder angelegt, die jeweils nach 15 bis 20 Jahren geschält und bis auf den Stock zurückgeschnitten wurden. Eichenrinde (Lohe) enthält den Gerbstoff Tannin und wurde deshalb zum Gerben von Leder, aber auch in der Naturheilkunde und Kosmetik benutzt. Leder war ein Werkstoff, für dessen Eigenschaften es lange keine Alternativen gab. Erst im 20. Jahrhundert wurde es zunehmend durch moderne Materialien wie Gummi und erdölbasierte Kunststoffe ersetzt. Das Lederhandwerk war Mitte des 19. Jahrhunderts der drittgrößte Gewerbezweig in Deutschland und Eichenrinde daher ein Rohstoff mit strategischer Bedeutung.

Mit der europäischen Industrialisierung stieg die Nachfrage nach Leder und damit nach Gerbstoffen stark an. Um 1840 wurden die ersten Gerbereimaschinen, 1850 die ersten synthetischen Farbstoffe entwickelt. Um den riesigen Bedarf nach Gerbstoffen zu decken, wurden im Rheinischen Schiefergebirge und anderen Regionen viele Wälder in Eichen-Niederwälder zur Gewinnung von Lohe umgewandelt, insgesamt rund 450.000 Hektar (immerhin 4 % der heutigen Gesamtwaldfläche). Die Relikte dieser Wälder prägen das Landschaftsbild dieser Regionen auch heute noch.

Nach 1880 ging der Bedarf an Eichenlohe infolge der zunehmenden Einfuhr von Gerbstoffen aus Übersee, der Entwicklung von synthetischen Gerbstoffen, der Chromgerbung sowie der zunehmenden Verbreitung von Gummi und Kunststoffen nach und nach zurück. Dennoch wurden, vor allem in Gebieten, in denen es nur wenige industrielle Arbeitgeber gab, die Lohhecken noch bis in die 1960er Jahre in relativ großem Umfang genutzt.

Auch andere Berufe lebten vom Wald oder nutzten seine Rohstoffe: Bergleute stützten mit Holz ihre Stollen ab, Eisenschmelzer und Glasmacher betrieben damit ihre Feuer. Holz war Ausgangsstoff für die Produkte von Holzschuhmachern, Besenbindern sowie Bürsten- und Schindelmachern. Für manche Familien war das Sammeln von Heidel-, Him-, Brom- und Preiselbeeren aus dem Wald eine Einkommensquelle. Verloren ging auch die Schweinemast im Wald, die früher zeitweise durch die Waldbesitzer geduldet wurde. Auch die Bienenzucht hat Wurzeln im Wald und wird vielerorts noch fortgeführt.

Über die „ausgestorbenen“ Berufe des Waldkulturerbes informieren heute Museen, Museumsdörfer, Bücher und Veranstaltungen. Aber nicht nur anlässlich des Internationalen Jahres der Wälder 2011 können Spuren dieser Waldberufe entdeckt werden: So finden bundesweit zum Beispiel regelmäßig Köhlervorfürungen statt, bei denen die letzten ihrer Zunft das Holz aus Tradition und zu Vorfürzwecken nochmal aufschichten.

[Hier finden Sie wald- und forsthistorische Museen in ganz Deutschland.](#)

Und heute? Über die heute in der Waldbewirtschaftung, Holzwirtschaft und Naturschutz gefragten Berufe informieren

- Bildungsserver Agrar: www.bildungsserveragrar.de/
- Bundesinstitut für Berufsbildung (BIBB): <http://www.bibb.de/berufe>
- Forst- und Umweltverwaltungen des Bundes und der Länder: <http://www.treffpunktwald.de/wald-online/>
- Kuratorium für Waldarbeit und Forsttechnik (KWF): <http://www.kwf-online.org/>
- Universitäten mit forstwissenschaftlichen Studiengängen: Dresden, Freiburg, Göttingen und München,
- Fachhochschulen mit forstlichen Studiengängen: Eberswalde, Erfurt, Hildesheim/Holzminden (Göttingen), Rottenburg und Weihenstephan
- forstliche Bildungsstätten in Deutschland: http://www.kwf-online.org/index.php?id=forstl_bildungsst

Informationen zum bundesweiten Veranstaltungsprogramm sowie über Wald, Forstwirtschaft und das Internationale Jahr der Wälder unter www.wald2011.de.

[Quellen:

http://www.waldwissen.net/lernen/forstgeschichte/wsl_geschichte_motorsaege/index_DE

Historische Waldberufe und Waldnutzungen im nördlichen Brandenburg]